

Die Zwillinge.

Novelle von F. v. Waldt-Schmidt.

1.

Zu der sogenannten Hundstunde, jenem flüchtigen Erbe, das ungefähr durch die Städte Torgau, Herzberg und Jüterbog begrenzt wird, liegt ein einsames Heideort — nennen wir es Büttelstedt. Amuthig ist dessen Umgebung gerade nicht: feuchte Wiesen, auf denen Wasserläden stehen, Hügel und Binsen ihr unigeses Dasein führen und der Storch die reichliche Nahrung findet; einige dürftige Häuser, deren Hafer und Roggenähren man ohne Mühe zählen konnte; einzelne Acker, mit Wolfshohenn besponnen. Das Ganze umschlossen von entlosten Kiefernwaldungen.

Und nicht weniger arm an Weizen ist das Dorf selbst. Altersarme Hütten drängen sich aneinander, als ob sie sich in ihrer Bauartigkeit gegenseitig stützen wollten, und die schmerzlichen Ströddächer lassen sie noch kleiner erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind.

Ein kleines Nest, dieses Büttelstedt, und noch hängen die, welche hier geboren und erzogen werden oder eigentlich mehr wild aufwachsen, mit jüdtlicher Liebe an der lergen Heimath. Von Niemand aber mochte das mehr gelten als von dem Siebmacher Karl Schmalstein, der mit seinem Weibe Friederike dort wohnte. Der geistige Weltkreis der beiden war so eng wie ihr förderlicher Büttelstedt, Büttelstedt und noch einmal Büttelstedt und allenfalls noch jene drei Städte, welche die „Hundertert“ begrenzen — das war alles.

Auch diese Städte hätten sie nie gesehen, wären sie nicht alljährlich zweimal zu den großen Märkten dorthin gefahren, um ihre Siebe an den Mann zu bringen. Selbstredend war das jedesmal ein Ereigniß. Bei dieser Gelegenheit kaufte auch Schmalstein alles, was zu seinem Geschäft gehörte — die biegsame Umrandung der Siebe, den Traht, das Blech und die Pferdehaare. Heute laß der Meister so recht in seinem Gott vergnügt in seiner niedrigen engeren Werkstatt an der Arbeit, neben ihm seine Frau, deren Sache es war, die Pferdehaare zu einem feinen Gewerbe zusammenzufügen. Aber dieses Geschäft ging ihr nicht so flott von der Hand wie sonst, eine bellende Bangigkeit befiel ihr Herz, denn sie fühlte, daß die Stunde sich nahte, in welcher sie ihrem häuslichen Glücke durch die Geburt des ersten Schmalstein'schen Kindes die Krone aufsetzen sollte.

Ihr lieber Karl schmiedete Pläne auf Pläne: wurde es ein Sohn, so mußte er natürlich einmal Siebmacher werden, schenkte ihnen aber der Himmel eine Tochter, so dänkte dem guten Meister der reiche Bauerstohn noch lange nicht gut genug für sie.

„Laß es werden, wie es will, Mann — was der liebe Gott schickt, nehmen wir dankbar an; wenn das liebe Kind nur gesund, brav und tüchtig wird, dann soll's uns recht sein.“

„Ja, bei Gott, das soll es,“ rief der Meister gerührt und streichelte seiner Frau zärtlich die Wangen.

„Und halten wollen wir's wie Gottes Ebenbild. Regen und Wigen und Bessen ergeben wie die anderen Kinder im Dorfe,“ sagte die Meisterin, einen bittenden Blick nach oben werfend, hinzu.

Frau Schmalstein stellte die Arbeit ein, begab sich in die Kammer und legte die kleinen Sachen zurecht, welche sie liebevoll gestrichelt und genäht hatte. Am nächsten Morgen herrschte Jubel in der Hütte, so daß sie wie vom Sonnenlicht durchleuchtet erschien: denn der Storch hatte sich letzten Frühlingchlags auf das alte wadelige Strohdach niedergelassen und einen kleinen männlichen Sproßling in die rohgeputzte Wiege gelegt.

„Ein Erbe,“ sagte Karl gerührt, denn bei ihm hand es sich doch der Knegeborene auch für den Fall, daß sich noch mehr Kinderchen einstellen sollten, so wie es seit undenklichen Zeiten in Büttelstedt Sitte war, einmal das Haus, das Geschäft mit der Kundtschaft, sowie den Gassgarten, die anderthalb Morgen Ackerland, den kleinen Waldtheil und das Gemeindegeldungsrecht von sechs Gansen auf der Pfarrwiese erben sollte.

„Der soll in der Wölle liegen; die anderen müssen sehen, wie weit sie durch ihrer Hände Arbeit kommen.“

„Ja, so soll es sein, dazu gebe Gott seinen Segen,“ flüsterte sie, ohne den Blick von dem Knaben zu wenden.

Aber plötzlich wurde sie unruhig, und che sie es selbst dachte, begrünzte ein greiter kleiner Weltbürger mit lautem Geschrei das Licht des Tages.

„Gottes Segen aber uns!“ rief der Vater, während die Mutter halb bewußlos in den Rücken lag. Zu gleicher Zeit erschien, athemlos vom nächsten Dorfe kommend, die Wehmutter wieder, begrüßte mit lautem Gese das zweite Söhnchen, bereite auch ihm ein Bad und betete es dann sein häuslich neben das andere in die Wiege. So hing der Erstgeborene an zu schreien, gleich darauf der zweite. Der Vater nahm den einen, dann den anderen, während sich die Wehmutter bereits wieder entfernt hatte. So ging es eine Weile fort, bis der gute Schmalstein, der wohl mit Sieben, aber nicht mit kleinen Ripdern umzugehen verstand, nicht wusste, wo ihm der Kopf stand.

Friederike, welche nun wieder halbfähig bei Sinnen war, zitterte sich ein wenig empor.

„Ich will den kleinen Schreihals schon ruhig bekommen.“

„Hier! Karl reichte ihr den einen, doch nahm er ihn sofort wieder zurück. „Nein, dieser ist es wohl? Nun weiß ich's wahrhaftig selber nicht mehr.“

„Aber lieber Mann, dieser ist es,“ dabei deutete Friederike auf den, welchen Schmalstein in rechten Arme hielt.

Der andere ist es, verlaß Dich darauf.“

„Ich glaube, Du gehst falsch.“ Karl sagte das mit einer solchen Bestimmtheit, daß seine Frau auch daran glaubte, aber bald kamen ihr doch wieder Zweifel. Einer sah aus wie der andere: beide roth wie gekochte Krebse, beide mit blauen Augen, und dazu brachten sie jeder einen ganzen Kopf voll schwarzer Haare mit auf die Welt.

„So war ich zum Vergeben. Dem Vater wurde jetzt ganz wie im Kopf, denn die Sache war gar nicht unwichtig: man bedachte doch das Haus, den Acker und was alles noch damit zusammenhing, was der Kettele einmal nach allem Recht und gutem Brauch erben sollte.“

War die Erstgeburt nicht festzustellen, so konnte ja das größte Unrecht begangen werden.

Das schloß dem Meister jetzt alles durch den Kopf, aber er verschwiegte es seiner Ehehalfe noch, damit diese sich darüber nicht beunruhige. Dafür nahm er sich vor, morgen die Wehmutter zu fragen, die mußte es ja wissen.

Der guten Frau war in ihrer langjährigen Praxis schon mancher verwickelte Fall vorgekommen, aber so einer doch noch nicht.

„Um — hm — ist es nun der oder ist es der?“

„Das frage ich Sie ja eben“, antwortete der Meister.

„Wir hatten alle Hoffnung auf Sie gesetzt,“ klang es anständig vom Bette her, wo sich Frau Schmalstein Sorge machte, daß nicht etwa der Kettele für den Jüngeren gehalten und dadurch in seinen Ansprüchen, welche er an das Leben zu machen hatte, geschmälert würde.“

„In solchen Fällen empfiehlt es sich, die Kinder durch rothe und blaue Bänder zu kennzeichnen,“ sagte die Frau mit salbungsvoller Weisheit.

Das schlug bei dem Siebmacher dem Kalle den Boden aus. „Das hätten Sie nur vorher sagen sollen: wenn die Herren vom Rathsaule kommen, so ist es gewöhnlich zu thun.“ Damit schob er die erkaunte Dreifachende unanft zur Thür hinaus.

Die Wehmutter aber hatte nichts Gllgertes zu thun, als die wunderbare Geschichte, welche das hülle Kind des Ehepaars Schmalstein recht empfindlich hörte, mit geschwöpiger Zunge im Dorfe herumzulaufen. Nun kamen die lieben Nachbarn und Aken, die ganze Freundschaft und Verwandtschaft, betrachteten mit klugen Gesichtern, mit neugierigen Augen und langen Aken die Neugeborenen, doch nur um festzustellen, daß man ihnen nicht antehen konnte, welcher der Kettele, und welcher der Jüngere war, fanden aber im übrigen, daß es gesunde und wohlgeformte Kinder seien.

„Sie haben zu weiten keinen Weg in der Wiege; sehen Sie nur, Frau Oberwäster, ein Würmden will das andere hinausbringen,“ bemerkte mit abgemessenen Kopfschütteln die Müdne Jüngerin.

„Einer strampelt mit den Beinchen gegen den andern,“ sagte Frau Schneidermeyer Deller hinzu.

Die Weiber gingen, festen drängen die Köpfe zusammen und meinten, daß es ein verdammt soll sei, wie er sich in der Geschichte Büttelstedts noch niemals eingetragt habe und der außerdem mit unangünstigen Zeichen für die Zukunft besetzt sei.

„Ja, ja! Den Leuten ist's immer zu gut gegangen, nun haben sie die Bescherung.“ — „Und ein hübsches hochmüthig waren sie immer.“ — „Der tiebe Gott sorgt schon, daß die Besuche nicht bis in den Himmel wachsen, aber leid thun können einem die armen Eltern doch.“ So schwägten die lieben Akenundinnen durcheinander, schickten regelmäßig ihr Wochenhüpplein und dankten Gott, daß sie nicht in derselben bedenklichen Lage waren wie das Ehepaar Schmalstein.

Diese sorgten sich wirklich, und ihr Nummer wuchs, je näher die Laute heranrückte, wo die Angelegenheit entschieden werden mußte. Endlich war es soweit und der Prediger schlug vor, der höheren Fügung die Lösung zu überlassen.

erkenntmal die Dorfschule besuchten, lebte die Erinnerung an jene Begebenheit wieder einmal auf.

„Wie soll ich Euch denn nun legen?“ sagte der Lehrer. „Du bist artig, nicht wahr, also der Kettele und kommt demnach über Otto zu sitzen.“

„Das wissen sie selber nicht genau,“ rief in diesem Augenblick ein vorwitziges Büttelchen, dem andere lachend beistimmten.

„Ich bin artig und bin alter als Otto,“ tritt der angeblich Erstgeborene dagegen, indem er led den benorzugten Platz einnahm; doch da stiegen plötzlich bei Otto Zweifel auf und er machte seinem Bruder denselben freitig. Ehe sich's der Lehrer verfab, lagen sich die Fäden in den Haaren, so daß er sie mit Gewalt trennen mußte. Schreihend fügten sie sich, grölten aber miteinander und setzten auf dem Heimgewege so wohl als zu Hause die Streitigkeit fort.

„Aber Jungens, was habt Ihr denn nur?“ rief der Meister von seinem Schmel aus.

„Ihr habt Euch doch sonst so gut zusammen vertragen!“ mahnte Frau Schmalstein.

„Ich bin alter wie der,“ schrie Otto. „Nein ich!“ behauptete Fritz. „Ich!“ — „Ich!“ — „Ich!“ — „Ich!“ brüllten die Jungen durcheinander, wobei sie wie Kampfahne aufeinander einschlugen und sich an den Haaren saßen, bis der Vater mit der Hagleerte dazwischen fuhr, den einen in die Kammer, den anderen in den Hofstall steckte. Friederike aber hatte das Siebchen in welchem sie arbeitete, aus den Händen sinken lassen und schwamm in Tränen.

„Ach, diese unglückliche Verwechslung,“ rief sie fliegend. „Meine Ahnungen haben mich nicht betrogen; nun ist der Streit da.“

„Die vertragen sich auch wieder,“ versuchte der Meister, sie zu trösten.

„Nein, nein, Mann, wenn so etwas erst anfängt, gibt's kein Ende. Ich habe mal eine Geschichte gelesen von den feindlichen Brüdern, die war schrecklich, mit Blut und Todtschlag hat sie geendet. Ach, du lieber Himmel, nun habe ich sie in eigenen Haufe, da möchte man wohl fast sagen: lieber gar keine Kinder als solche, unter denen kein Vertragen ist.“ Frau Schmalstein führte die blaueinene Schürze gegen die Augen weinte bitterlich; denn ihr schönes friedliches Dasein erschien ihr auf einmal verunstaltet.

„Aber Frau, wer wird gleich so schmerzlich?“ wandte Karl ein, aber es kam nur jögend heraus und verlebte deshalb auch keine Wirkung.

Schmalstein sah selbst dunkeren Blickes in die Zukunft, und wenn er daran dachte, daß später einmal noch die tief einsinkende Frage über Mein und Dein da mit hinein spielen würde — o je! o je — er fuhr sich verzweifelt mit den Händen in die Haare.

Bei Tisch saßen sich die beiden Knaben trotzig gegenüber; jeder verachtete zuerst mit dem Stiefel in die Schüffel so lang, um für sich, in dem veremündlichen Gefühl als Aelteste, den besten Stihen herauszufinden.

„Bis dahin hatten die Knaben friedlich gemeinlich in einem Bett geschlafen, aber jetzt hieken und schlugen sie sich und einer wollte den Platz des anderen haben.“

Die Eltern bestürmte dies tief. Sie hatten sich vorgenommen, ihre Kinder so gut und gottesfürchtig zu erziehen, und nun prägelten sie sich auf der offenen Straße viel schlimmer als die anderen, waren sich mit Steinen und kamen mit zerrißenen Kleidern und mit verwundenen Haaren nach Hause.

Weder Strafen noch gute Worte wollten helfen. Endlich erlahmte die Kraft der Eltern, sie ließen die Sache gehen, wie sie eben gehen wollte, härmten sich und kamen in ihrem grenzenlosen Kummer überein, daß es wirklich weit besser sei, gar keine Kinder zu besitzen als solche.

Je älter die Knaben wurden, desto mehr hieß ihre Feindschaft. Die Kinder in der Schule, mit denen sie spielten, nahmen Partei für den einen oder den anderen, so daß sich die jugendliche Bevölkerung des Dorfes in zwei Heerlager theilte, von denen Otto das eine, Fritz das andere anführte.

aus: Die Knaben cauten sich und dabei erhielt sie Kniffe und Ruffe sowohl von diesem als von jenem.

„Nun sie zu verloben, kaufte ihr der rechte Schmalstein bei dem Akerbändsträger, welcher so leichtsinnig gewesen war, sein Glas in Büttelstedt zu verkaufen, einen Gummiball, während der blaue sich bis zu einer fünfzigpfennigen Puppe versta. Einmal war glücklich nahm beide Geschenke, mußte jedoch zu ihrem Kummer erleben, daß Fritz ihren Ball in das Wasser warf, während Otto die Puppe bei den Beinen ergriß und sie mitten auseinander riß.“

So gingen die Jahre hin, und wenn sich auch der Haß der Brüder nach und nach mehr so offen bekundete, so glommt er democh bei der Stunde unter der Ake fort. Ein Windzug, und er konnte sich zur offenen Kamme entfachen. Und dieser Anlaß kam.

Die Knaben waren zu Jünglingen gereift, Vinder zur Jungfrau, und die Freundschaft der Brüder zu dem Mädchen hatte sich in Liebe verwandelt. Heute Abend war Pfingstbier, da durfte kein fünfzigjähriges Büttelstedter Menschenkind im Krüge fehlen.

Vina begab sich dahin nur mit Jitztern und Jagen; denn das war wieder eine Gelegenheit, um den eifersüchtigen Jörn der Schmalstein'schen Brüder auflockern zu lassen. So recht lieb hatte sie keinen von beiden, aber das mochte sie aus Angst nicht zu geben, und so tanzte sie abwechselnd mit dem einen und mit dem anderen. Nun handelte es sich aber darum, neben welchem sie in der Kaffeehaue sitzen sollte.

„Du kommst an meinen Tisch,“ sagte Otto.

„Das sollte noch,“ rief Fritz, „hier gehört Du her.“

Vina mochte den Streit nicht zu entscheiden, da mußte wieder die Hand der Brüder helfen, welche wüthendbrannt hinaus auf den Vorplatz stürzten, um ihre Sache dort anzukündigen; sie aber, Schlimmes ahnend, eilte ihnen nach und trennte sie.

„Gut!“ sagte Otto, „entscheide, mit wem von uns beiden Du gehen willst.“

„Ja, sag, mal aufrichtig, wen Du lieber hast, den oder mich?“ braunte Fritz auf.

Vina wurde es himmelanft, eine Entscheidung wollte sie nicht treffen, und so lief sie denn nach Hause. Viel sollte ihr das nicht helfen, denn beide jagten ihr nach, und langten fast gleichzeitig vor dem Schmalsteiner Vogelstang an.

Vogelstang sah über die große Hornbrille hinweg, die aufgeregt bereinbrennenden Drei voller Gstaunen betrachtend.

„Die Sache muß klar werden,“ rief der eine.

„Der Aram muß in Ordnung,“ der andere, während sich Vinder hin und weinend in die dunkle Gde des kleinen Zimmers drückte.

„Um — hm — das ist eine typische Frage, die muß denn doch eigentlich die Eine entscheiden; aber wenn es auf mich anlämte, so würde ich den zu meinem Schwagerstohn nehmen, der einmal das Ansehen trug und das Geschäft; aber wer es trägt, wissen Gure Eltern ja selbst nicht.“

„Das Ansehen? Das Geschäft? — Daran hatten sie beide noch gar nicht gedacht.“

Die Viebesangelegenheit trat mit einem Schlage in den Hintergrund, und der Eigennuß nahm deren Stelle in der Brust der jungen Leute ein.

Freigens Antwort, und eine Stunde später verließ dieser seine Heimath in entgegengesetzter Richtung.

„Nun haben wir gar keine Kinder mehr,“ jammerte Frau Friederike.

„Nebst gar keine als solche,“ sagte der Meister mit thränenreicher Stimme, dabei umarmte er sein unglückliches Weib, ärtlich wie in besseren Tagen. Dann seipen sie sich nieder und arbeiteten schweigend an ihren Sieben.

„Jahr auf Jahr war vergangen, Otto und Fritz hatten nur einmal geschrieben, und zwar an die Ortsbehörde, um sich ihre Militärpapiere schicken zu lassen. Ein halbes Jahr später war die Nachricht gekommen, daß Otto bei einem Infanterieregiment in Preußen, der andere beim Füßlieregiment in Spaurouis als Gemeine eingestellt worden seien. Sofort schrieb der Meister an beide, erhielt aber keine Antwort, und so grämten sich die alten Leute weiter, dabei stetig ihr Geschäft besorgend.

Die Söhne lebten noch, das wußten sie wohl, denn sonst würden die Todtscheine eingegangen sein.

Da brach im Jahre 1870 die Zeit des großen Krieges an. Ganz Deutschland stürzte in Waffen und aus dem Dorfe Büttelstedt rüdten die Reservisten und Landwehrmänner ab, um sich unter die Fahne zu stellen. Weithin gab man ihnen das Geleit, und auch Vina, welche einen ererbten Klempner geerbt hatte, begleitete ihren Mann thronenden Augs ein gutes Stud.

Die Trennung würde ihr herzlich schwer, denn sie hatte bisher sehr glücklich mit ihrem Johann gelebt, weit glücklicher, als sie es wohl mit Otto oder Fritz Schmalstein geworden wäre.

Doch hatte sie die Brüder keineswegs vergessen und den verlassenen Eltern dertelben war sie getreulich zur Seite geblieben, um sie in ihrem Kummer zu trösten. Auch that sie gelegentlich der alten Mutter, welche recht wadelig geworden war, allerhand Hülfeleistungen. So war sie den guten Leuten allmählich wie eine Tochter an's Herz gewachsen.

Der alte Schmalstein hatte ihren ersten Sohn und Friederike ihr kleines Mädchen aus der Laute geloben und beide nahmen sie sich in dieser schweren Kriegszeit der armen jungen Frau an, als wenn sie ihre Eltern wären.

Von allen Seiten kromte die benahtete Macht der französischen Grenz zu. Glänzende Bajonette, wohin das Auge sah, die Welt drohte nun Koffeln der Kanonen, und abellerrrend, in Staub geschütt, zog die deutsche Kavallerie dem Gebirge entgegen.

Sonnengoldig war der 16. August angebrochen, jenseits der Ake, am weit Weg, tobte die Schlacht. Da brüllten die Geschüge, da knatterten die Salven, da drohte die Erde unter dem Hufschlag der aufstürmenden Koffe.

Der Kanonendonner ist der Magnet, welcher den deutschen Kriegsmann anzieht, unabhaltfam folgt ihm Regiment auf Regiment und auch das ruhmvollste Preulauer, in dem Otto hand, veränderte die ursprüngliche Richtung seines Marsches und schlug den Weg ein, welcher ihm zu den alten neu unerschließlichen Vorbergen einbringen sollte.

Auf der Höhe jenseits des Städtchens Gorge machten sie Halt, um weitere Befehle abzuwarten.

„Hurrah — hurrah!“ Von anderen Seiten rüdten Füßliere heran und ein Kommando dreinte schnell die beiden Regimenter zu einer Brigade.

Die Kriegskunst raste, drohnendes Geben drante von Weg her durch die Luft. Dertier brannen und dister Qualm zog über das Schlachtfeld. Granate auf Granate saute über die Köpfe der beiden vereinigten Truppen, eine schlug hier, die andere dort ein und der Tod hielt tarbare Ernte in den Reihen der Lebenden.

Knaben!“ ertonte das Kommando. Gemeinsam betreten sie den Weg des Todes. Der Wald war durchschritten, in aufgelösten Schuppenkavarnen ertlochten die beiden Regimenter, das blaue und das gelbe, die dahinter liegenden Höhen, in der Aufregung des Kampfes bunt durcheinander gemischt.

Kammtheten und Auker löchten wie die Vögel. Zwei Sergeanten aber — einer gelber und ein blauer —, welche nicht neben einander kämpften, thaten sich vor allen anderen hervor. Kalbergeschwartz hatte einer kaum auf den anderen geachtet, jetzt aber, als es galt, den Graben dort gemeinsam zu belegen, schritten sie auf einander zu.

dieser, denn beide wußten jetzt, da sie selbst Kinder hatten, was es für ein schönes Ding um die Gternkreuze ist.

Und der Herrgott, der Vater der Schlichten, hielt seine schirmenden Flügel über sie.

Als nun die Friedenstrompette durch das Land ertönte, als Deutschland erneut erstanden war, da marschirten zwei schmutze bärtige Sergeanten, der eine mit gelbem, der andere mit blauem Aushlappen, beide geacht durch das Gierne Kreuz, in das stille weltberühmte Büttelstedt ein.

Vor dem Häuschen des Siebmachers hielten sie an und sahen durch das blankgeputzte Fenster. Da sahen die beiden grauen Alten, Keißig an der Arbeit wie immer.

Gemeinsam klopfen die beiden Soldaten an die Scheibe, der Meister rüdte die Scheibe, die Meisterin erhob das Auge, dann standen sie langsam auf und gingen zu der Thür.

„Mutter, wir bekommen Einquartierung.“

„Mir soll's recht sein, Vater.“

„Ja, Einquartierung, und was für welche!“ tonie es ihnen da entgegen, und che sie es dachten, wurden sie unter Lachen und Weinen von ihren wiedergekommenen und verführten Zwillingen umhüllt.

Der schöne Friede, für sie noch schöner als der, welchen die streitenden Völker geschlossen, hatte sich auf das Häuschen des Siebmachers in der fünfjigen Heide niedergelassen. Aroher als die vier glücklichen Menschen stimmte am nächsten Sonntag in der kleinen rundenhaften Kirche wohl Niemand mit ein in das alte Lied „Nun danket alle Gott!“

„Doch eine!“ — Vina, die, umgeben von Mann und Kindern, neben den glücklichen Schmalsteins saß.

„Und doch wäre es beinahe zwischen ihnen wieder zu Streitigkeiten gekommen: Otto wollte, daß Fritz das Ansehen erbe, während dieser es dem Bruder zu überlassen wünschte.“

„Gut! Gut!“ entschied der Meister. „Gut! Gut!“ sagte er, „daß ich jetzt noch recht, recht lange mein Häuschen und mein Geschäft mit meiner Alten allein verwalten kann.“

„Ja, das gebe er,“ sagten die Zwillingenbrüder, denn verließen sie das Dorf mit dem Verprechen, im nächsten Jahre wiederzukommen und Weib und Kind mitzubringen, was sie des öfters gehalten haben.

Die Amtstraße der Hamburger Senatoren.

Die spanisch-niederländische Tracht, in der die Hamburgischen Senatoren am 19. Juni in der Versammlung der deutschen Fürsten erschienen, hat viele Festlichkeitsnehmer überrascht, da nicht allgemein bekannt war, daß von allen deutschen Würdenträgern die Vertreter der Hamburgischen Regierung die einzigen sind, die noch heutzutage in einer bereits vor Jahrhunderten eingeführten Amtstracht erscheinen. Als der König von Württemberg fragte, ob irgend eine historische Veranlassung der seltsamen Senatorentracht zu Grunde liege, soll man ihm mit „nein“ geantwortet haben. In der That war das Hamburgische Rathsofium in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Tracht reicher Bürger und Beamten aus dem Gelerthlande. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts scheint sie als Amtstracht eingeführt worden zu sein, da es bis dahin für den Rath zu Hamburg keine Amtstracht gab. Ja, es ist wahrscheinlich, daß die Hamburgische Senatorentracht gerade jetzt, 1895, seit 300 Jahren besteht, denn der vaterländische Geschichtsforscher Vappenberg spricht die begründete Vermuthung aus, daß sie bei Einführung einer „Kleiderordnung“ im Jahre 1595 gleichzeitig mit dem sogenannten Augdament der Rathshalle entstanden sei, die so manche antliche und Konquerbalanste der Rathspersonen für Jahrhunderte festhielt. Nicht dem bis an die Aste reichenden pelzverbrämten Mantel mit „gepufften“ Ärmeln ist der auffallendste Theil der Hamburgischen Senatorentracht der große weiße fraste Halsstreifen, dessen Tracht man bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen kann. Der große schwarze Sammetstieps mit dem breiten Wande kann keine jegliche Gestalt erhalten haben, also man ihn nicht zur Kopfbedeckung gebrauchte, also zur Zeit der Perrücken in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Schwarz, Escarpins und Schmelshuhe geben der altförmlichen Tracht etwas Malerisches. Die Hamburgischen Bürgermeister — d. h. die beiden im Amte stehenden juristischen Senatoren — erscheinen bei feierlichen Gelegenheiten auch mit Degen; wann dieser zurecht auftaucht, darüber verläßt nichts. Von Bremen weiß man wohl, daß der Rath als solcher eine eigene Amtstracht nie geführt hat, daß die Kleider der dortigen Rathsherren jedoch noch zu Ende des 14. Jahrhunderts dort waren. Dort erschien 1813 mit Anführer des Deutschen Reiches der Graf, das alte „solenne“ Kostüm wurde in Bremen 1817 zuletzt angelegt. Die Väterlichen Senatoren, die ebenfalls sehr Langen im Tracht antreien, sollen nenebende die Einführung einer mehrmaligen schwarzen Amtstracht, ähnlich derjenigen der Richter, beabsichtigen.

Verdacht. Die Photographie ist sonst hier gut geworden, nur haben Sie etwas Irrung an.“

„Taus! Das thut nichts, sie ist für meine Schwagerstohn bestimmt!“